

Erik Porath

Nicht ohne Wunsch
und Genießen –
Zu einer bekannten Debatte aus
bioanalytischer Sicht: Psycho-
analyse zwischen Natur- und
Geistes-/Kulturwissenschaft

Die Psychoanalyse ist für uns als das ein-
zige greifbare Beispiel einer methodisch
Selbstreflexion in Anspruch nehmenden
Wissenschaft relevant.

Jürgen Habermas,
Erkenntnis und Interesse (1968)¹

Der Psychoanalytiker, dem die Einsicht
noch nicht dämmert, und der fest glaubt,
sich naturwissenschaftlicher Methode zu
bedienen, eifert in seinem Bereich, statt
aus der des 20. Jahrhunderts zu lernen,
einer fiktiven Naturwissenschaft nach, die
er selbst, wenn er ehrlich ist, für die des
19. Jahrhunderts hält, die aber der des
Paracelsus faktisch viel ähnlicher sieht.

Ulrich Sonnemann,
Negative Anthropologie (1969)²

Wenn Jürgen Habermas in seinem Buch *Erkenntnis und Interesse* die Psychoanalyse als Praxis der Selbstreflexion bestimmt, so kommt das wie eine Rettung der Psychoanalyse vor den Hegemonieansprüchen der Naturwissenschaften daher. Doch was – vor dem Hintergrund des Positivismus-Streits Ende der 1960er Jahre – zunächst als Abwehr eines reduktionistischen Positivismus zugunsten einer Wertschätzung der Selbstreflexion als wissenschaftliche Methode der Psychoanalyse erscheinen konnte, hat

auf fatale Weise den Graben sowohl zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften als auch zwischen dem wissenschaftlichen und dem alltäglichen Wissen vertieft. Denn Habermas erfasst die Selbstreflexion der Psychoanalyse eben *nur* als eine *Reflexion des Selbst* und klar zentriert auf das Bewusstsein, während alles, was schon in der analytischen Kur über Bewusstheit hinausgeht, bei ihm einen schweren Stand hat.³ Dabei wäre es doch für die Bestimmung des Erfahrungsraums und des Standorts der Psychoanalyse innerhalb der Wissenschaften wichtig anzuerkennen, dass nicht alles, was ins Bewusstsein tritt, ausschließlich anderen Schichten des Psychischen, dem Verdrängten, dem Ubw entstammt. Dies gilt nicht nur für die Praxis der analytischen Kur, sondern auch für ihre Theoretisierung. Freud, von Forschungen in Neurophysiologie und -anatomie herkommend, dann übergewechselt in die ärztliche Praxis, musste sich immer mit Fragen der Biologie und Medizin, überhaupt mit für die Behandlung seiner Patient*innen relevanten wissenschaftlichen Fragestellungen aus angrenzenden Gebieten auseinandersetzen. Die hysterische Symptomatik ist bekanntlich keine rein psychologische, sondern eine zwar psychogen verursachte, aber sich auch somatisch ausdrückende Pathologie. Hingegen spielt die Körperlichkeit in der hermeneutischen Reflexion zumeist nur peripher, als Gegenstand eine Rolle, nicht jedoch als wesentliche Bedingung für das Reflexiv-Werden-Können des Subjekts. Dies in den Blick zu nehmen, würde jedoch ins Herz einer explizit bioanalytischen Frage führen: Welche körperliche Konstitution⁴ bildet die Voraussetzung für das Bewusstwerden des Subjekts, und wie muss eine Physis beschaffen sein, die nicht nur Denken und Erkenntnis ermöglicht (bekanntlich ein großer Schritt für die Menschheit!), sondern ebenso Wünsche und Lüste beherbergt? In dieser Frage steckt der entscheidende Impuls für die Freudsche Psychoanalyse, der über die menschliche Sexualität im engeren Sinne weit hinausgeht, nämlich nach dem libidinösen Charakter des Lebens überhaupt fragt. Begehren und Genießen⁵ – wie die deutschsprachigen Rückübersetzungen der von Lacan ins Französische transferierten Termini Freuds, des Wunsches und der Triebbefriedigung, nun lauten – stellen bis heute eine enorme epistemologische Herausforderung für alle Lebenswissenschaften dar, wenn sie diese über-

haupt zur Kenntnis nehmen. Das Verhältnis von Psyche und Soma, von Psychologie und Medizin ist nach wie vor eine dringende Frage und kein wissenschaftlicher Irrweg. Bioanalytische Ansätze setzen auf einen Perspektivenwechsel zwischen psychoanalytischen und lebenswissenschaftlichen Paradigmen und Praktiken und werden damit nicht nur einer von Anfang an auch auf die Naturwissenschaften bezogenen Psychoanalyse gerecht, sondern forcieren ebenso das Nachdenken über eine andere Biologie. Erschwert wird ein solcher Blick- und Paradigmenwechsel allerdings durch wirkmächtige wissenschaftstheoretische und -soziologische Festschreibungen der Psychoanalyse als hermeneutische Disziplin, wie Jürgen Habermas sie vorgenommen hat.

In der Tat spricht Habermas in Bezug auf die Freudsche Psychoanalyse vom »szientistischen Selbstmissverständnis der Metapsychologie« (EuI, S. 300), habe doch Freud eine »neue *Humanwissenschaft* begründet, aber in ihr stets eine *Naturwissenschaft* gesehen« (EuI, S. 301). Da Habermas aber die psychoanalytische Erfahrung in der Kur als »Selbstreflexion« definiert, kann das Freudsche Gesamtprojekt in seinen Augen nur als Wissenschaft der Selbstreflexion (»Selbstreflexion als Wissenschaft«, EuI S. 262) gefasst werden, wobei es eigentlich um »Freuds psychoanalytische Sinnkritik« (ebd.) gehe. So läuft alles auf eine Verstehen-Erklären-Kontroverse hinaus: Während das therapeutische Geschehen allein im Paradigma der Hermeneutik operiere, als »Tiefenhermeneutik« (EuI, S. 267), muss in dieser Perspektive jeder Versuch Freuds, nach den physischen, physiologisch-neurologischen Ursachen für psychische Vorgänge zu fragen, als ein Missverständnis erscheinen, weil die naturwissenschaftliche Forschung stets dem Paradigma der kausalen Erklärung folge und den Zugang zum Verstehen der Lebensgeschichte verfehle. Zwar habe – so eine die Wissenschaftsgeschichte grotesk konterkarierende Feststellung – Freuds »Psychoanalyse [...] freilich die Psychologie erst zur Wissenschaft gemacht« (EuI, S. 301), doch unterstellt Habermas ihr zugleich eine Anmaßung, nämlich eine »Gleichstellung der Psychoanalyse mit den Naturwissenschaften« (ebd.). Dabei bezieht er sich auf eine Textpassage aus dem *Abriss der Psychoanalyse*, in der Freud allerdings keine Gleichsetzung mit einer Naturwissenschaft vornimmt, sondern davon spricht, »die Psychologie auf